

Pro Infirmis

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Schule**

Band (Jahr): **29 (1942)**

Heft 24

PDF erstellt am: **05.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-538698>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Lehrerin und weibliche Erziehung

Pro Infirmis

„Das noch“, fügt der Oberlehrer bei, der mich in meine erste Schulstelle einführt, „den Peter Meier müssen Sie halt auch wieder in die erste Klasse nehmen. Er probiert's nun zum vierten Male, aber er ist und bleibt schwachsinnig. Behalten Sie ihn einige Wochen, und schicken Sie ihn dann einfach wieder heim.“

Peter ist wirklich schwachsinnig. Gar nicht leicht ist es, den Buben in der Schule zu haben unter der lustigen, wilden Gesellschaft. Schon in den ersten Tagen gibt's Krach unter den Erstklässlern. Angeblich soll Peter der Schuldige sein. Der arme Tropf, der blöd und unbeholfen vor mir steht! Und den man doch gern haben muss seiner wehmütig bittenden Augen wegen.

Ich verwende mich bei verschiedenen Institutionen. Und schliesslich gelingt es, Peter in einem Heim unterzubringen. An einem Montagmorgen kommt er nicht mehr zur Schule.

„Er isch fort, Fräulein“, rufen mir die Kinder entgegen. „Gesch isch er mit dä Muetter uf d'Bahn.“ Und eines: „Wo isch denn dä he? Gället, er muess halt nümä i d'Schuel, will er z'domm isch. Nöd ämol zellä chaner. Und ämol hät er wöllä 's Hus azöndä. Da isch scho no einä.“

Ich lasse die Kinder ausreden und horche gespannt auf alle Seiten. „Ja, der Peter ist fort“, erkläre ich dann, „und zwar darf er jetzt in eine Schule gehen, wo nicht so viele Kinder sind wie hier. Dort wird er besser lernen können.“

„Denn het aber d'Huldä grad au mit chönä. Diä cha-mä au nöd bruchä. Mit ernä verchrömtä Hend!“ „Jo, und dä Boggel!“, ruft Elsi, „eigentli chönts eim grad förchä.“

„Im Henderdörfli isch au so eini“, meint Fredli, „diä cha nöd schwätzä und geiferet

immer. Säb isch amel no glatt. Sie werd mengsmol ganz verrückt und rennt eim noo. Aber 's letschtmol isch sie us luter Wildi uf d'Nase gheit.“

So ganz ehrlich berichten die Kinder, unbarmherzig ehrlich. Eine Stunde Gelegenheitsunterricht wird hier gut wirken. Und das Thema muss ja nicht an den Haaren herbeigezogen werden.

Ich erzähle den Kindern, wohin Peter reisen durfte. Und bald merkten die Kleinen, dass in jenem Heim lauter „merkwürdige“ Kinder beisammen sind. Sie berichten von solchen, die sie kennen oder schon sahen. Bald sprechen wir von Blinden, Tauben, Lahmen. Fritz kennt einen Mann, der nur einen Arm hat. Und Bethli sah an der Kilbi einen Burschen ohne Füsse. Er sass in einem Fahrstuhl und verkaufte Schuhbündel.

Weil unsere Hulda im Vorderdorf auch zu den Krüppelhaften gehört, möchte ich den Kindern das schwere Los dieser Armen näherbringen. Bethli erzählt, wie der Bursche ohne Füsse von vielen Kindern umringt war, die ihn neugierig betrachteten. Zuerst habe er fast nichts verkauft. Aber dann hätten einige Frauen Schuhbündel abgenommen. Und ein Mann habe einen Batzen ins Kässeli gelegt, ohne dafür Bündel zu nehmen. Das sei ein Guter gewesen.

„Ja, und der Bursche“, fragte ich, „war er wohl froh um die Rappen?“

„Aber warum geht er denn an die Kilbi, wo doch so viele Kinder bei ihm stehen, die nur ‚wundern‘ und doch nichts kaufen? Das ist wirklich gar nicht lustig für diesen Armen. Vielleicht wollte er auch gern einmal mit der Achterbahn fahren oder auf- und abspazieren wie die vielen andern Leute. Aber — er kann ja nicht!“

Bethli weiss noch, dass sein Gewand wüst und alt war und dass ihn fror. Also — er muss sich einfach an die Kilbi. Er muss Geld verdienen. Wie schwer ist doch das für ihn! War es wohl immer so? Konnte er noch nie in seinem Leben einen Schritt tun? Dann hat er auch noch nie einen Berg bestiegen! Dann lief er ja auch noch nie über unsere grünen Wiesen, durch unsern lieben Wald!

„Und wenn jetzt einmal sein Haus brennen würde?“ fragt Rösli. „Er könnte sich ja nicht retten. Nicht allein wenigstens.“

„Und bei Fliegeralarm?“ will eines wissen, „hilft ihm wohl jemand in den Keller hinunter?“

So merken meine Schüler, wie schwer das Leben des Krüppelhaften ist und — wie sehr er auf die Hilfe seiner Mitmenschen rechnen muss. Und bald höre ich, wie selbst Buben und Meitli kleine Helfer sein können. Und Fineli meint, Fredli brauche Hulda auch nicht mehr zu fuxen, dass sie wild werde.

Kleine Taten der Nächstenliebe!

Kinder sind gerne bereit, sie zu verrichten, wenn man sie nur darauf aufmerksam macht:

Einen Blinden über die Strasse führen. Den Mann ohne Füsse an seinen Kilbi-Platz fahren. Mit Hulda spielen. Man könnte ihr ja auch einmal einen Apfel schenken. Sie würde sich sicher freuen. Und vor allem: Gar nie über einen dieser armen Menschen lachen. Sie sind die Kinder des lieben Gottes. Und Gott hat sie gern, vielleicht ganz besonders gern.

In einem Geschichtlein will ich davon sprechen. Es wirkt wohl mehr als langes Predigen. Geschichten, Märlein beeindrucken tief und bleiben lange in der Erinnerung.

Annali ist ein liebes, kleines Meitli. Jeden Tag darf es mit seiner Mutter spazieren. „Warum schauen mich die Kinder immer an, Muetli“, fragt es manchmal.“ Die Mutter drückt Annali an ihr Herz. Und ihre Stimme klingt nicht ganz froh, wenn sie antwortet: „Weil du ein so liebes Kind bist und ein so gutes Gesichtlein hast.“ Warum seufzt das Muetli dabei? denkt Annali. Warum hat es so

traurige Augen? Das kleine Meitli verliert seine Mutter. Sie wird schwer krank und stirbt. Und jetzt spaziert niemand mehr mit Annali. Der Vater hat nicht Zeit. Er geht am Morgen früh ins Geschäft. Und die Haushälterin Sofi, die jetzt kocht und zu Annali schauen muss, ach, sie näht den ganzen Tag an der Maschine. „Kinder, die einen Buckel haben, können nicht spazieren gehen“, sagt sie böse zu Annali. Einen Buckel? Annali schleicht ins Schlafzimmer. Dort hängt ein Spiegel. Das bleiche Meitli stellt sich auf einen Stuhl. Und —? Ja — Sofi hat recht. Einen Buckel hat Annali, einen grossen Buckel! Wie hässlich, wie traurig! Die andern Kinder sehen nicht so aus, denkt Annali. Haben sie mich wohl darum immer so angeschaut?

Traurig ist Annali. Und es hat Heimweh nach dem Muetli. Wie gut war es doch immer! Und gar nie böse wegen des Buckels.

Annali darf nicht mehr spazieren. Es sitzt den ganzen Tag auf dem Schemelchen. Und mit Stoffplätzen und Klötzli spielt es.

Warum wird Annali jeden Tag bleicher und stiller? Die Mutter und die Sonne fehlen ihm. Und es denkt so oft an seinen Buckel. An diesen Höcker, der so wüst ist. Es kann nicht mehr froh sein.

Annali ist krank. Merkt Sofi nicht, dass sie lieb sein sollte mit dem Kind? Dass es Sonne brauchte und Wärme?

Im Bettli liegt ein blasses, durchsichtiges Kind. Muss ich sterben? studiert Annali. Dann sah ich wohl das Muetli wieder im Himmel. Oh, wie wär das schön! Aber — ich hab' ja einen Buckel. Ich kann kein Englein werden. Engel sind doch ganz schön und gesund. Traurig liegt Annali da.

Aber in der Nacht hat es einen Traum: Ein Engel steigt vom Himmel zu ihm nieder. Oh, wie ist er hell und licht!

„Komm, Annali!“ Er winkt mit der Hand, „du darfst in den Himmel.“

„Ich kann nicht“, schluchzt es, „siehst du's nicht, ich hab' ja einen Buckel!“ Da lächelt der Engel und streicht dem Kind ganz sacht über

den kranken Rücken. Und leicht wird's auf einmal! Weg ist die Last! „Flügel sind dir im Buckel gewachsen, Annali. Komm nur, wir fliegen zum Himmel!“

Und Annalis Traum wurde wahr: Es erwachte gar nicht mehr. Es flog zum Himmel in die Arme seiner Mutter!

(Nach R. von Volkmann-Leander.)

Können wir so nicht schon kleinen Kindern etwas vom Sinn des Leidens zeigen? Und —

dass all jenen Flügel wachsen, die ein hartes Los tapfer tragen?

Aber — sie wachsen auch uns, wenn wir den Kranken und Schwachen Helfer sind. Und das ist eine unserer ersten und schönsten Aufgaben. O.

Voranzeige

Zug erwartet Sie im Blütenschmuck am 15. und 16. Mai anlässlich der Missionstagung der M. A. G. Programm folgt in nächster Nummer.

Volksschule

Vom erzieherischen Wert des Schulgartenbaues

Das erzieherische Moment soll in jedem Fach zu seiner Bedeutung kommen. Auch der Schulgartenbau, der namentlich in der Zeit des Mehranbaues erst so recht zur Geltung gelangt, muss vom ethischen Standpunkte aus bewertet werden. Wir finden in unseren obligatorischen Schulbüchern nirgends Kommentare (ausgenommen für die Bibel) um diese Stoffe ethisch auszuwerten. Man stellt an den Erzieher die Voraussetzung, dass er alles in diesem Sinne ausnütze und auszunützen verstehe, dank seines Bildungsganges und seiner persönlichen Eignung zum Paedagogen und Erzieher.

1. Gottes Schöpfung ist wunderbar. Ich beneide oft jene glücklichen Kollegen, die über ein sonniges, gartenreiches, blumen- und sträucherduftendes Eigenheim verfügen. Sie wohnen mitten in Gottes Schöpfung, die sie mit Fleiss bebauen und sorgsam pflegen und damit ihrer Familie auf eigenem Grund und Boden die Wunderdinge der Natur zeigen können. Nirgends lernt das Kind die Entstehung der Pflanzen, die es ernähren, vom unscheinbaren Sämchen bis zur reifen Frucht besser erkennen, als im Garten. Schon die verschiedenen Samengrößen- und Formen weisen auf die Allmacht hin. Und erst

ihr Inhalt unter der Lupe oder im Mikroskop. Welche Wunderwerke. Das Kind kommt nicht aus dem Staunen heraus. Keinem guten Samen fehlt das „Aeuglein“, aus dem nach langer Vorbereitung das Pflänzchen spriesst. Schon im Versuchskasten im Schulzimmer verfolgt das Kind mit staunendem Auge die täglichen Fortschritte und Vorgänge. Es schaut über die ganze Vegetationszeit die weitere Aufbauentwicklung, bis der Segen der Arbeit da ist. Je besser es mit dem Beobachtungssinn des Lehrers steht, umso reichlicher profitiert auch das Kind. Es erlebt unter kundiger Leitung das Werden in all seinen Stadien, erlebt den Einfluss der Naturkräfte, die Bedeutung der einzelnen Pflanzenteile. Kein Mensch kann nur eines dieser vielen Wunderwerke schaffen, nicht einmal ohne den allmächtigen Schöpfer pflegen und zur Reife bringen. Wir erfahren, dass das Wachstum trotz aller modernen Wissenschaft doch zum Grossteil unter höherem Einfluss steht, dem der Mensch sich untertänigst unterstellen muss. Was nützt alle Gärtnerkunst, was richten alle chemischen Einwirkungen aus, wenn der Himmel nicht gnädig ist.

2. Zusammenarbeit. — Kameradschaft. — Nachbarliches